

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 88.

Mittwoch, 29. März

1933.



13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Nicht offen! Dazu warst du auch gar nicht verpflichtet“, verteidigte er sie, ein wenig im Widerspruch zu seinen eigenen Theorien.

„Ich weiß doch nicht recht! Wir Menschen haben wohl immer die Pflicht, aufrichtig gegeneinander zu sein.“

„Menschen, die so zueinander stehen, wie du und ich jetzt, ja! Aber sonst! . . . Und außerdem, wir kannten uns doch damals noch gar nicht.“

„Ich fühlte mich trotzdem als . . . eine Betrügerin! Und was noch weit schlimmer ist, ich habe auch heute noch dasselbe Gefühl!“

„Betrügerin?! Wieso hast du mich „betrogen“?“

Elena sah vor sich nieder:

„Da war doch ein anderer Mann, den ich . . .“

„Das hast du mir schon damals gestanden.“

„Ja, aber ich habe dir nicht alles erzählt . . . Nicht das Schlimmste.“ Es wurde ihr kalt vor Angst bei dem Gedanken, was sie ihm nun beichten sollte. Aber er zog sie an sich:

„Jetzt sprechen wir von etwas anderem“, sagte er. „Was vor meiner Zeit passiert ist, geht mich nichts an. Hab' ich dir das nicht schon oft genug gesagt?“

„Doch, aber . . .“, sie nahm noch einmal einen Anlauf.

„Und ich betrachte jene ganze Nacht als noch „vor meiner Zeit“ gelegen“, lächelte er. „Ein paar Tage davor wenigstens, nicht wahr?“

Sie war dem Weinen nahe. Er machte es ihr so schwer. Und zugleich so leicht, durchzuschlüpfen.

„Du läßt mich ja gar nicht zu Worte kommen.“

„Nein, wozu auch? . . . Wenn du mich betrogen hättest, seitdem wir uns lieben, das wäre was anderes, aber das traue ich dir nicht zu. Oder am Ende doch, kleine Schlange . . .“

Er kniff sie scherzend am Ohr.

„Aber Billy, das glaubst du ja selbst nicht“, sagte sie zwischen Lachen und Weinen.

„Natürlich glaube ich das nicht, Dummerchen“, lachte er hell auf. „Meinst du, ich schätze mich so gering ein? Nein, Kind, ich habe auch meinen Stolz, daß du es nur weißt!“

Sie fühlte sich mit einem Male vollkommen entwaffnet und mutlos.

„Ach, es ist mir manchmal so bange, Billy!“ Sie schrak fröstelnd zusammen. Es war ja aussichtslos, sie war viel zu schwach.

„Bange? Wovor?“

„Daß du eines Tages aufhören könntest, mich zu lieben.“

„Du bist wirklich ein kleiner Narr! Wenn einer von uns beiden „aufhören“ sollte, dann müßtest schon du es sein!“

Sie schmiegte sich eng an ihn an.

„Willst du mir versprechen, mich immer zu lieben . . . mag kommen, was will?“

„Ja, was sollte denn kommen“, lächelte er. „Hast du immer noch diese Nacht im Kopf?“

Sie nickte wortlos. Er wurde ernst:

„Wollen wir uns jetzt beide ein für allemal geloben, liebe Elena, mit keinem Wort mehr auf diese Nacht zurückzukommen. Ich weiß, daß du jetzt treu und gut zu mir bist, und das genügt mir!“

„Dann versprichst du also . . .“ Sie wußte kaum, was sie sagte.

„Mein Eigen!“ Er nahm sie in seine Arme. „Ich liebe dich doch! Was sollen alle diese Fragen und Be-
teuerungen?“

Sie fing plötzlich an zu weinen.

„Ich hätte dir lieber noch einmal mein Herz ausgeschüttet“, flüsterte sie. „Die Welt ist so schlecht, und niemand weiß sich sicher . . . Am wenigsten im Besitze seines Glückes.“

„Nein, niemand kann sich glücklich nennen, bevor er tot ist, wie der alte Schwäher Solon gesagt hat. Wenn ich etwas früher zur Welt gekommen wäre, hätte ich nach Kräften versucht, ihn eines Besseren zu belehren . . .“

Nein, da lobe ich mir meinen Konfuzius. Er ist ein viel vernünftigerer alter Herr! . . . Und du, frage nur deinen Freund Li-Chang. Er wird sicher imstande sein, dir einige Kilometerweisheiten über das Glück zu dozieren. Denn er ist noch besser bei ihm zu Hause als ich . . . Auf diesem speziellen Gebiete jedoch“, er lächelte beglückt, „bin ich vielleicht sogar dem alten Konfuzius über. Was meinst du?“

Sie drückte sich wieder an ihn und überließ sich ganz dem Augenblick.

„Ich meine gar nichts . . . und weiß auch nichts . . . ich fühle nur, daß ich unendlich glücklich bin — und das macht mich bange, bange!“

Dritter Teil.

Erstes Kapitel.

1.

Es war an einem Vormittag, ungefähr Mitte Juli. Die Sonne spielte mit goldenen Flecken auf Elenas Scheitel und webte eine zarte Glorie um ihr Haupt. Bunte Reflexe blitzten in der silbernen Kette Monkeys, die er ständig klirrend mit sich schleppte. Er folgte Elena auf Schritt und Tritt und beobachtete interessiert alles, was sie tat. Sie war eben damit beschäftigt, ihre Pflanzen und Blumen zu betreuen, als Billy ihr aus dem Atelier entgegenkam. Schon von weitem winkte er lustig mit einem Brief:

„Es ist alles in bester Ordnung!“ rief er freudestrahlend.

„Was ist in Ordnung?“ fragte sie mit einem kleinen Lächeln und zupfte kokett den Saum ihres Morgenkleides zurecht, das ihr über die Schulter hinabgerutscht war. „Was hast du da, mit was wedelst du da herum?“

„Die Mitteilung von der Bank, daß das Geld deponiert und zur Auszahlung bereitliegt. Wer hat also recht gehabt? Du oder ich?“

„Wenn du von Dr. Capon sprichst, dann hast du allerdings recht bekommen“, gab sie fast etwas enttäuscht zu. „Aber es hat lang genug gedauert, ungefähr drei Wochen.“

„Auch das hat seine natürliche Erklärung. Capon war nämlich verreist. Li-Chang hat es mir bereits vor vierzehn Tagen erzählt. Aber ich habe es für mich behalten“, lächelte er verschmüht, „aus Angst vor den Kommentaren einer gewissen kleinen Frau . . . Aber wie du jetzt siehst . . . An diesem Dr. Capon ist nichts auszusetzen. In wenigen Tagen wird er meine Statue von der Ausstellung abholen und in seine Villa bringen lassen. Mein „Glück“! Gut, daß es nur das gipferne ist!“

Er lachte froh und stahl ihr neckend einen Kuß von derselben Schulter, die soeben die löbliche Tendenz gezeigt hatte, ihm ihre weiße und harmonische Rundung zu offenbaren.

„Ja, du guckst mich an und findest mich vielleicht töricht! Aber die Sache mit Capon ist etwas ganz Besonderes. Er ist nicht nur Kritiker von Beltruf, sondern in seiner Sammlung sind sozusagen die Spitzenleistungen der zeitgenössischen Kunst vereint. — Und dann kommt noch die Affäre Li-Chang dazu. Es freut mich nämlich vor allem, daß er gerechtfertigt erscheint! . . . Und nun werden wir auch unser kleines Fest haben, heute noch! Wie ist seine Telephonnummer?“

Elena legte die Blumenschere leise nieder. Ihr Gesicht hatte auf einmal das Lächeln verloren. Dieses Diner hatte sie völlig vergessen.

„Kannst du dich nicht mehr daran erinnern?“

„An die Telephonnummer?“

Sie schüttelte nicht ganz überzeugend den Kopf.

„Das ist ja gar nicht wahr, Elena! Jetzt sei lieb und sage sie mir! Er hat ja eine Geheimnummer.“

„Du kannst glauben, was du willst“, erwiderte sie trozig. „Aber ich weiß sie nicht mehr.“

„Ja, dann muß ich eben versuchen, sie mir auf andere Weise zu verschaffen“, sagte er etwas gereizt. In ihrem Wesen lag deutliche Aggressivität.

„Und außerdem denkst du gar nicht daran“, warf sie triumphierend ein, „daß du Rice und dem Mädchen für heute abend Ausgang versprochen hast. Sie wollen doch in die „Lustige Witwe“ gehen, um die Massary zu sehen. Hast du das ganz vergessen?“

„Im, aber sie brauchen ja erst nach halb acht zu gehen. Und wir könnten schon um sieben Uhr oder noch früher essen.“

„Warum wollen wir nicht allein feiern, wir zwei?“ fragte sie schmeichelnd und lehnte sich an ihn. Er wurde einen Augenblick schwankend:

„Natürlich wäre das das Allerschönste.“

„Jetzt kein „Aber“ mehr . . .“ Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände und wollte ihm einen Kuß geben. Aber er hielt sie sanft zurück.

„Es läßt sich leider nicht machen. Ich ärgere mich an und für sich ebenso darüber wie du, obwohl es mich auch amüsiert, mit Li-Chang beisammen zu sein. Und da ich ihn nun einmal eingeladen habe, so . . .“

„Ja, ja!“ Sie griff sich an den Kopf. „Dann mußt du ihn eben kommen lassen. Aber mich müßt ihr entschuldigen. Ich habe Kopfschmerzen, und du mußt allein mit Li-Chang speisen. Es wird ihm sicherlich auch so am besten gefallen. Und er ist ja gewöhnt, hier im Hause seinen Willen durchzusetzen.“

Billy stampfte zornig auf den Boden:

„Aber das ist doch albern von dir! Solche Romanmanieren anzunehmen! . . . Die Gräfin hat Migräne . . . Ihre Hoheit geruhen . . .!“ spottete er und sah plötzlich

sehr enttäuscht aus. „Daß du, Elena, so eine frische, ehrliche kleine Person, dich zu diesen Theaterkniffen herabwürdigst!“

„Wenn ich ihn nur losbringen kann, dann . . .“

„Aber das wirst du nicht!“ Er stampfte wieder mit dem Fuße. „Du bist ungerecht gegen ihn, und deshalb fühle ich mich verpflichtet, ihn um so gerechter und freundlicher zu behandeln.“

Er drehte ihr den Rücken und stürmte hinaus, die Tür hinter sich zuwerfend. Der Bankbrief flog beinahe durch die Luft, so sauste er davon! . . .

Elena lächelte trotz ihrem Kummer: Wenn er wüßte, ja, wenn er wüßte! Aber so war das Leben immer, diabolisch, man könnte beinahe jagen tragikomisch! . . . O dieser Li-Chang! dieser Li-Chang!

Ihr Kopf schmerzte sie wirklich. Es war nicht nur Romanlaune, wie Billy gemeint hatte. Sie wollte sich jetzt eine halbe Stunde hinlegen mit einem Schlafpulver.

Sie öffnete die Türe zum Kabinett, in dem das Arzneischränkchen stand, suchte das Glas mit dem Natrium-Salicyl hervor und löste etwas davon im Wasser auf. Sie beobachtete kaum, daß ihre zitternde Hand dabei einige Körnchen des Pulvers verschüttete. Aber als sie trank, fiel ihr auf, daß sie immer noch ihre Blumenschere und Kanne . . .

In diesem Augenblick hörte sie, wie Billy nach ihr rief.

2.

„Elena, Elena!“

„Ja, was ist los?“

Sie hörte ihn die Türe zum Atelier zurückschieben und in den Salon treten. Im Atelier waren die Vorhänge geschlossen, sie bemerkte es, als sie ihm entgegen ging. Es roch nach Magnesium; er hatte also scheinbar Platten entwidelt. Er trug auch ein Glas aus der Dunkelkammer in der Hand.

„Bitte?“ fragte sie freundlich.

„Na ja, liebe Elena, ich sehe ein, daß es sehr un schön von mir war, was ich vorhin sagte.“

Er war offenbar selbst mit sich ins Gericht gegangen. Zärtlich nahm er sie in den Arm, so schlenderten sie zusammen durch den Salon ins Kabinett hinein, wo er in Gedanken das Glas auf den Tisch unterhalb des Medizinischränkchens und neben das andere mit dem Natrium-Salicyl stellte:

„Denn du bist ja gar nicht so“, gestand er reumütig ein. „Aber ich bin ein großer Bengel und sollte einen ordentlichen Klaps dafür bekommen. Doch, ich verdiene es wirklich! Also sei so gut und gib mir einen!“

Er hielt ihr die Bade hin. „Doch, du sollst es wirklich tun!“

„Na, wenn es sein muß . . .! und bessere dich!“

„Aber das war ja fast eine Liebkosung“, erwiderte er und drückte sie an sich.

Sie fühlte eine kleine, winzige Träne in ihrem Augenwinkel und wischte sie schnell fort. Dann sah sie überrascht auf: ihr Mann war in ein schallendes Gelächter ausgebrochen!

„Monkey, Monkey!“ rief er, „sieh nur das Tier an! So ein Affe!“

Monkey stand mitten im Zimmer und machte genau nach, was er soeben gesehen hatte. Er hatte ein Deckchen erwischt und putzte sich mit gerunzelter Stirn die Augen.

„Hierher mit dem Deckchen!“ kommandierte Elena. „Gib es her, Monkey, hörst du!“

Und der Affe lieferte das Deckchen sofort ab, während er sich, um sie zu begütigen, mit schuldbewusster Miene an ihren Beinen rieb.

„Du kleiner Schelm“, lachte sie, und die ganze Szene endete wie immer damit, daß sie ihm liebkosend das Fell streichelte.

(Fortsetzung folgt.)

Klubleben im alten England.

Von Roderich Frey. v. Dmpteda.

Der „Klub“, dieses wichtige und wirksame soziale und politische Vereinigungsmittel, hat in England eine mehrhundertjährige und reichhaltige Geschichte. Wahrscheinlich ist gemeinsames Essen und Trinken, wie in den Symposien des hochkultivierten Athen, so auch in dem zur Kultur erwachenden Altengland des 15. Jahrhunderts die feste Basis aller klubbistischen Vereinigungen gewesen. Denn hier hatte man den Angelpunkt gefunden, wo die allgemeine Übereinstimmung der Weisen und Toren, der Lustigen und Langweiligen, am leichtesten herzustellen war.

Der Name „Klub“, dessen Ableitung dunkel ist, soll angelsächsischen Ursprungs sein und mit „cleave“ (niederdeutsch: klöben, sich spalten) zusammenhängen. Die älteste und urkundliche Nachricht über eine Gesellschaft „La Court de bonne Companie“, deren Mitglied auch der Dichter Chaucer war, stammt aus dem Jahre 1413. Von einem anderen Mitglied dieses Hofes, nämlich dem würdigen alten Dichter Deceve, wird aus dieser Zeit eine Ode an den damaligen Subtreasurer (Unterstaatssekretär des Finanzministeriums) Henri Sonner überliefert, die verschiedene Regeln und Gebräuche der Gesellschaft poetisch erörtert. Auch wird der hohe Beamte erinnert, daß er beim nächsten Diner am Donnerstag pünktlich den Präsidentenstuhl einzunehmen habe.

Im Jahre 1600 blühte in London, Broadstreet, ein in der englischen Literatur berühmt gewordener Klub: die „Mermaid Tavern“, dessen Name Shakespeares Mitgliedschaft unsterblich gemacht hat. Aus dem Jahre 1659 wird bereits von einem politischen Klub der „Rota“ berichtet. Hier war eine „Balloting Box“. Durch sie entschied man die Behandlung wichtiger Fragen.

1669 wurde in der City der „Civil Club“ gegründet. Unter seinen Beamten befand sich auch ein Klubtapan. Noch heute sitzen dort die Stewards auf den alten, hochlehnenigen Armstühlen mit der Jahreszahl 1669. Pall Mall, der jetzige Mittelpunkt des Klubquartiers im Westend, war schon vor mehr als zwei Jahrhunderten wegen seiner „Tavern Clubs“ berühmt, wo die geselligen und witzigen Leute bis zu später Stunde zusammenblieben.

Eine charakteristische Erscheinung der Londoner Zustände des 18. Jahrhunderts waren die Straßenklubs, gebildet aus den Bewohnern einer Straße, die damals noch sehr unsicher waren. Selbst Karossen wurden durch berittene Straßenträuber und durch tiefe Gleise und Gräben gefährdet. Fußgänger suchten in der Dunkelheit ihren Weg auf den schwach erleuchteten und schlecht geebneten Fußsteigen, die, mit schmutzigen, offenen Gassen eingefast, von vorspringenden Dachständern besprenget, durch offene Kellerluden unterbrochen, durch schwache, alte Wächter beschützt und mit frechen Straßendieben besetzt waren. Noch schlimmer aber waren die Banden von Strolchen und Wüstlingen, die Angst und Schrecken in den Straßen verbreiteten. Aber auch diese geschlossenen Gesellschaften waren in „Klubs“ organisiert. Noch aus dem Jahre 1776 gibt es eine Schilderung solcher betrunkenen Tragenichse, die lediglich aus „Renommisterei“ die Straßen durchstreifen, jedermanns Feinde. „Um ihre Mannhaftigkeit zu erweisen“, jagten sie die Wachen in die Flucht und ermordeten auch hier und da einen harmlosen Menschen. Den schlimmsten Ruf unter ihnen erwarb sich in den Tagen der Königin Anna der „Mohocks Club“. Diese Gesellschaft bestand aus wilden jungen Leuten, die sich zu „Straßenstandal“ jeder Art und im größten Maßstab zusammensanden. Im „Spectator“, Nr. 324 von 1712, sind sie beschrieben als eine Bande Menschen, die ihren Namen von einem indischen Kannibalenstamm entlehnt haben, der sich von der Plünderung und dem Auffressen aller Nationen rund umher ernährt. Der Präsident führt den Titel „Kaiser der Mohocks“. Sein Wappen ist ein türkischer Halbmond; diesen trägt die gegenwärtig regierende Majestät in ganz ungewöhnlicher Weise eingekant auf der Stirn. Die Mitglieder ahmen ihm nach, indem sie ihre Opfer ebenfalls tätowieren oder deren Gesichter mit ganz neu erfundenen Wunden „zerfetzen“. Ihr Hauptzweck ist, „Unheil zu stiften“. Sie bringen sich zunächst durch Trunk um alle Vernunft und Menschlichkeit und dann machen sie einen allgemeinen Ausfall und greifen jeden an, der ihnen in den Straßen begegnet. Einige werden niedergeschlagen, andere gestochen, andere geschnitten und gehadt, „carbonadoed“. Ihr größtes Heldentum war: die Wachmannschaften zu jagen und zu mißhandeln. An ihren Gefangenen vollzogen sie ganz besondere Barbareien. Sie preßten ihnen die Nasen flach und bohrten ihnen mit den Fingern die Augen aus.

Dieses war das Verfahren der „Larvenmacher“. „Lanzmeister nannten sich diejenigen, welche ihre Schüler Lust-

spüringe lehrten, indem sie ihnen mit der Degenspitze in die Beine stachen. Die „Stürzebecher“ stellten Frauen auf die Köpfe oder steckten sie in Fässer und rollten sie Ludgate Hill hinab. Die „Schwitzer“ arbeiteten zu einem halben Duzend gemeinschaftlich, indem sie ihre Opfer zwischen die Degenspitzen nahmen. Derjenige Schwitzer, dem der Patient den Rücken zuwandte, stach diesen dahin, wo die Schulbuben ihre Strafen empfingen. Wandte sich das unglückliche Opfer, so wiederholte jeder Schwitzer diese stachelnde Operation, bis man annahm, es habe ausreichend „transpiriert“. Dann wurde der Patient mit einem Reibeisen scharf frottiert und entlassen.

Ein hervorragender Klub war infolge seiner politischen, literarischen und sozialen Wirksamkeit der in England unvergessene „Kit Kat Club“. Der sonderbare Name leitet sich von dem Wirt her, in dessen Haus der Klub sich jahrelang versammelte. Es war ein Basteibäder Christopher (Kit) Kat. Seine Hammelpastete bildete stets das Stammgericht bei allen Klubessen. Er wurde etwa um das Jahr 1700 gestiftet und bestand aus 99 „noblemen“ und anderen Männern von Stellung und Namen, sämtlich eifrige Anhänger der Erbfolge des Hauses Hannover. Aus der giftigen Art, in welcher die damalige Tory-Presse den Klub angreift, läßt sich seine politische Bedeutung ermessen. Der Klub stiftete einen Preis von 600 Pfund für die Hebung der englischen Komödie.

Die Gesellschaft hieß auch der „Orden vom Toaste“ wegen der galanten und geistreichen Toaste, die auf die hervorragenden Damen der Wighpartei ausgebracht und in die großen Trinkgläser eingeschnitten wurden. Der berühmte Porträtmaler jener Zeit, Sir Godfrey Kneller, malte die Porträts sämtlicher Mitglieder. Da jedoch der Raum, für den die Bildnisse bestimmt waren, für lebensgroße Brustbilder nicht ausreichte, wählte Sir Godfrey einen gewissen verjüngten Maßstab, der noch heute in England „Kit Kat“ heißt. — Im Gegensatz zu diesem hervorragenden Wighklub war der „Cocoa Tree Club“ das Hauptquartier der Tories zur Zeit der Königin Anna. Ursprünglich residierte der „Kakaobaum“, seinem Namen entsprechend, im „Chocolate House“. Später, um die Mitte des Jahrhunderts, wurde dieses ein geschlossener Klub und das Hauptquartier der Jakobiten. Der „Cocoa Tree“ beherbergte damals und noch 20 Jahre später eine der berühmtesten Spielhöhlen. Horace Walpole erzählt, daß dort einmal in einer Nacht 100 000 Pfund Sterling verloren wurden. Mr. D'Birne, ein irischer Spieler, gewann von einem jungen Mr. Harvey, der gerade volljährig geworden war, 100 000 Pfund Sterling. „Die können Sie ja doch niemals bezahlen“, sagte D'Birne. — „Aber ich bitte Sie! Mein Besitz ist diese Summe wert“, erwiderte Harvey. — „Ich will nur 10 000 Pfund gewinnen“, erklärte daraufhin der Irländer edelmütig. „Für die restlichen 90 000 Pfund können Sie noch einmal würfeln.“ Sie taten es. Und diesmal gewann Harvey.

Im vorigen Jahrhundert, und namentlich in dessen zweiten Hälfte, — der sogenannten „guten alten Zeit“ unserer Großeltern, — beherrschte und ruinierte der Teufel des Hazardspiels die gesamte höhere Gesellschaft Europas. Es war die „Kavalierzeit“, in der es als einzige und unabweisbare Pflicht galt, standesgemäß zu leben. Damals wurden auch bei uns mehr alte Vermögen zugrunde gerichtet als durch den Dreißigjährigen Krieg.

Der Maßstab für das Hazardspiel war damals so unsinnig hoch, daß ein Mr. Thynne aus dem Klub austrat, weil er in den letzten zwei Monaten nur 240 000 M. gewonnen hatte. Junge Herren, eben volljährig, verloren in einer Nacht 200 000 bis 400 000 M. Es wurde meistens nur mit Rollen von 1000 M. gespielt.

Die „Beefsteal Society“ entstand bereits 1782 und erlosch um 1860. Ein seinerzeit berühmter Komiker vom „Coventgarden Theatre“, namens Rich, wurde häufig von einigen vornehmen Herren besucht, die an seinem Studium und an seinem Witz Gefallen fanden. Eines Tages saß der Graf von Peterborough bei ihm und vergaß über der Unterhaltung die Essensstunde. Des Künstlers Magen meldete sich pünktlich. Während des Gesprächs bedachte Rich seinen Tisch, fachte sein Kaminfeuer an und briet mit großem Ernst auf einem kleinen Handroste sein Beefsteak. Das Gericht duftete so herrlich, daß Lord Peterborough, der Einladung, es zu teilen, nicht widerstehen konnte. Ein zweites folgte und bei einigen Flaschen guten Weines blieben die beiden Tischgenossen bis spät in der Nacht beisammen. Der alte Herr fand das Fest so ausnehmend nach seinem Geschmack, daß er am nächsten Samstag mit einigen Freunden, „wichtige Köpfe und Lebemänner“, wiederkam. Hieraus entwickelte sich ein regelmäßiger Samstagklub, dessen Speisezettel jedoch auf Beefsteak, Portwein und Arratpunsch beschränkt blieb. Die Zusammenkünfte fanden in verschiedenen Räumen des Coventgarden Theatre“ statt. Die Zahl der Mitglieder

Blieb 50 Jahre lang streng auf 24 beschränkt. Erst als der Prinz von Wales (später Georg IV.) im Jahre 1785 einzutreten wünschte und es ablehnte, Ehrenmitglied zu werden — er wollte als vollgültiger Lebemann, nicht als Prinz dort erscheinen —, wurden 25 Mitglieder zugelassen. Auch seine Brüder, der Herzog von Clarence (später Wilhelm IV.), und der Herzog von Sussex — beide mit der Bühne in sehr vertrauten Beziehungen — gehörten der Gesellschaft an.

Ein Wunder wäre es gewesen, wenn die ungezügelter englische Exzentrizität des 18. Jahrhunderts sich nicht auch in der Klubbildung geltend gemacht hätte. Es gab einen „Lügenklub“; hier wurde jede wahrhafte Äußerung mit einer Galone Wein gebüßt; einen „Langeweileklub“; einen „Klub der Häßlichen“; der „Kasernenklub“; der „Kleinen Männer“; der „Langen Männer“; der „Schmerzbäume“; der „Mageren“; der „Durchgefallenen Dramenschreiber“; der „Duellanten“, von denen jeder seinen Mann getötet haben mußte.

Ohne Zweifel hatte das zähste Leben der „Ewige Klub“. Er bestand aus etwa 100 Mitgliedern, welche die 24 Stunden des Tages so unter sich einteilten, daß der Klub stets versammelt war. So traf jedes Mitglied zu jeder Stunde sicher Gesellschaft an. Auf dem Präsidentenstuhl fand niemals eine Sedisvakanz statt. Selbst als während des „großen Feuers“ 1666 das Haus des Klubs in die Luft gesprengt werden sollte, weigerte sich der Steward, seinen Platz ohne einen formellen Klubbeschluss zu verlassen. Im Jahre 1700 war der „Ewige Klub“ bereits 50 Jahre alt. Bei dem Jubiläum kam in Frage, ob die Sitzung noch ferner fortzuführen sei. Man beschloß nach langer Debatte, „auch das nächste Jahrhundert hindurch zu sitzen“.

Ballons.

Von Josefa Meh.

Frühlingsluft, Frühlingsdüfte. Der Winter ist vergessen. Auf unserem Platz — jeder Stadtteil hat doch seinen Platz — es ist bunt von Kindern. Sie sitzen noch in ihrer bunten Winterwolke, lauter farbige Zwerglein, Schneewittchen würde reiche Auswahl haben. —

„Fräulein, ist nu Sommer?“

„Nein.“

„Was ist denn nu?“

Fräulein hat genug zu tun, die Blide des schneidigen Schupo auf sich zu lenken. Dabei kann man sich nicht noch mit den Jahreszeiten befassen.

„Mutti, sind nu bald die Kirschchen reif?“

Aber auch Mutti ist zu beschäftigt, um näher auf Botanik einzugehen, sie überlegt mit drei andern Muttis die Nachart des Frühjahrsmantels.

„Katrinenen, Katrineken, was machst du denn für'n Mineken?“ singt ein Kind.

„Immer diese anstößigen Lieder“, rügt Fräulein.

„Das singt doch Onkel Franz immer.“

„Der sollte auch lieber heiraten!“

„Nochmal!“ animiert ein Wachtelmann-Kollege in Grasgrün.

„Hältst de jetzt den Mund, Roland! Sonst haue ich dir eine runter!“

Der bedrohte Roland, der seinem Namen gar keine Ehre macht, reißt mit dem Grasgrünen aus. Aber plötzlich bleiben sie — bums — stehen: Der Ballonmann. Unter seiner faszinierend bunten Wolke wandelt dieser vielgeliebte Begleiter dahin, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, nicht wie einer, ob dessen Haupt Zauberbälle schweben.

Roland und Sozius rennen zur Heimatbank zurück: „Fräulein, Fräulein, da is der Ballonmann!“

„Na, wenn schon!“

Fräulein hat ein kaltes Herz. Ich möchte den schönen Schupo dringend warnen. Aber er fängt sowieso kein Feuer, er ist ein Mann der Pflicht, und sein Herz gehört nur dieser. Vorläufig.

Ich habe einen diabolischen Gedanken: Wenn ich jetzt 10 Mark übrig hätte — ich glaube, ich triege den Zäwarenwahn. Aber ich habe ja auch gar nicht zehn Mark übrig — da würde ich die ganze Ballonwolke kaufen. Der Mann wäre froh. Die Kinder wären neidisch. Und alles drum herum würde neugierig sein. Ich aber stände da mit meiner bunten Ballonwolke, und Roland nebst Sozius würden herpendeln, sich aufstellen, den Finger im Mund, und alle anderen Wachtelmänner ebenso und dann würde es losgehen: „Was tußt du mit all den Ballons, verkaufft du die jetzt?“

„Was kosten se denn bei dir?“

„Oder willst de se alle für dich behalten?“

„Dafür biste doch schon viel zu groß, für Ballons!“

„Oder deine Kinder? . . .“

„Oder?“ . . .

Und dann würde ich meine Finger lösen, den Bindfaden, der alle zusammenhält, loslassen und . . . „Aaaa!“ — „Oh!“ — „Wie schön!“ — „Wie schrecklich!“ — Ich aber würde der herrlich-bunten Wolke nachblicken, sehen, wie sie aufsteigt ins Blaue, Unendliche. Wie die glühenden Farben sich erst scharf abheben, dann vermählen mit der sanften Bläue, um für immer zu entschweben. Ich würde ihr nachblicken, der Traumwolke, voll Sehnsucht, die mit hinaufsteigt, die mit zur Behmut wird, wenn sie, meine Erdgefesseltheit bemerkend, zurückinkt. Zur Wirklichkeit erwacht, würde ich in lauter böse, kleine Gesichter blicken, auf denen geschrieben steht: „Wenn du sie doch wegschließen läßt, warum schenkst du mir nicht wenigstens einen, den kleinsten nur!“

Aber ich tue es ja nicht, liebe Kinder. Ich tue ja bloß so, als ob ich es tue. Es ist ja nur ein Luftschloß oder eine Menschensehnsucht nach Schönheit, nach Höhe, nach Größe, nach Unendlichkeit . . . oder

Ohne auch nur einen einzigen zu kaufen, gehe ich davon. Aber ich sehe voll Freude, daß Muttis, die sich für Mäntel interessieren, doch auch ihre Kinder lieben. Ja, daß sogar ein scheinbar hartherziges Fräulein vom Frühling — oder war es doch ein milder Schupobild? — besiegt wurde. Jedenfalls steht oder läuft jedes Wachtelmannlein oder -fräulein mit einem farbigen Wölkchen über sich dahin: selige Englein.

Dann aber stehen sie in Gruppen, und ich höre: „Meiner ist viel größer als deiner!“

„Aber rot ist viel schöner als blau!“

„Aber grün is am allerschönsten!“

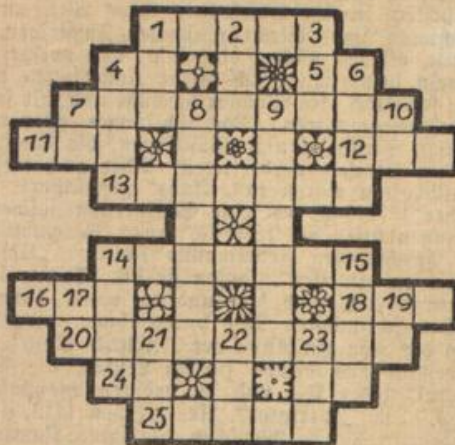
„Und deiner geht ja doch bald kaputt, der is ja schon ganz schrumpelig.“

Und da merke ich, daß ich wieder auf der sicheren poestlosen Erde bin, auf der es keine Englein gibt. —

„Na, ja“, sagt der Ballonmann zur Zeitungsfrau, „nun macht sich der Beschäft ja wieder.“

„Vor unsereens is det ganz egal, ob de Sonne scheint oder ob et schneet, höchstens, det man denn keene kalten Beene kriegt.“

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Stadt in der Schweiz. 5. Fluß in Westsibirien. 7. Art Gips. 11. Südafrikanische Antilope. 12. Wild. 13. Bekanntes Bad bei Salzburg. 14. Deutscher Philosoph. 16. Lateinisches Wort für „ich“. 18. Präposition. 20. Dramatisches Tonstück. 24. Nahrungsmittel. 25. Kuppflanze. — Von oben nach unten: 1. Niesenschlange. 2. Stadt in Belgien. 3. Nichtslei. 4. Gegensatz zu dumm. 6. Stadt in der Schweiz. 7. Präposition. 8. Sänger mit tiefer Stimmlage. 9. Bekannter Oskultist. 10. Ägyptischer Sonnengott. 14. Eisenbahnwagen. 15. Grenzschutz um Grundstücke. 17. Japanisches Nationalspiel. 19. Präposition. 21. Nebenfluß der Rhône. 22. Sinnesorgan. 23. Inselbewohner.

Auflösung des Rachelrätsels in Nr. 81: 1. Loge. 2. Gaze. 3. Dzon. 4. Egel. 5. Zone. 6. Esel. 7. Lena. 8. Obin. 9. Lade. 10. Antis. 11. Dufe. 12. Soda. 13. Sifo.